

Am Sonntag ist geschlossen!

In meinen Gedichten („Quellwärts gerichtet“, Teil 2) habe ich mich wiederholt über die Unsitte erheitert, sich an Wochenenden hinter dem Bollwerk „Meine Familie“ zu verschanzen. Die Ursachen sind vielfältig. Zum einen folgt man dem Drange, sich Ruhetage gegen Probleme auszubedingen, zum anderen folgt man gesellschaftlichen Veränderungen, sich durch Schließungszeiten mitmenschlicher, also sozialer Pflichten, zu entledigen.

Wir stehen vor den Trümmern unseres Kulturverfalls. An die Stelle der Selbstlosigkeit angesichts der Notlage anderer regiert die Egozentrik, die inzwischen egomanische Formen angenommen hat. Was ist geschehen?

In allen Zeiten, in denen das Angebot an mitmenschlicher qualifizierter Versorgung in Notlagen den Mangel an professioneller Hilfe auszugleichen suchte, war Nachbarschaftshilfe, der helfende Zugriff im Falle, dass man helfen konnte, etwas Selbstverständliches. Es genügte, wenn man sich der Person sicher war, und man suchte sie nicht unnötig auf, um nichts zu strapazieren, was im Ernstfalle funktionieren wollte.

In den Dörfern mit entsprechenden Schullehrern und, dörferübergreifend, Pastoren mit dem nötigen Durchblick galt die Regel der Häuser mit den offenen Türen. Was unter Nachbarn galt, war auch in amtlicher Präsenz der verlässliche Faktor.

Verlässlichkeit hat als Begriff jene Qualität, die dem törichten Begriff „Nachhaltigkeit“ abgeht. Das eine überzeugt aus seiner Substanz des selbstlosen Willens, das andere aus dem Konstrukt einer angeblich garantierten Funktionsdauer, ohne dass die Qualität, der Inhalt dieses in der Wirkung hinzuhaltenden Funktionierens beschrieben wird. Meist ist sie auch gar nicht vorhanden. Es genügt, wenn sie installiert und überwacht wird.

Es gab also in unserem Dorfe Steenfelderfeld wie in vielen anderen Dörfern mit einem hohen Anteil einer armen Bevölkerung die Notwendigkeit und darum auch die Verlässlichkeit der offenen Türen. Standesunterschiede mögen durchaus eingehalten, Lehrer, Gendarm und Pastoren als Respektpersonen scheu angegangen sein – die Polizei rief man nie, man regelte das auf nachbarlicher Ebene. Der Pastor war die moralische Instanz und konnte einem den Schweiß auf die Stirn treiben. Es blieb die Lehrerfamilie.

In unserem Dorfe war mein Vater in der NS-Zeit, da schulisch ideologisch gebunden, an der effektiven Bodennutzung interessiert, ließ sich beraten und gab sein Wissen gern weiter, wenn Aussicht auf Akzeptanz bestand. In allen behördlichen Unsicherheiten konnte er beraten. In gesundheitlichen Fragen hatte er sich vorsichtshalber mit Medikamenten der Naturheilkunde wie der Homöopathie eingedeckt. Als er eingezogen war, kamen die Leute zu meiner Mutter. Sie konnte helfen, waren doch auch die Ärzte aus Ihrhove, Papenburg oder gar Leer kaum zu bekommen oder auch eingezogen. Und nicht alle konnten sich auf das Vertrauen berufen.

Die Tageszeit spielte keine Rolle. Klopfte wer, wann er wollte, ward ihm aufgetan, der Schaden besehen, die Wunde versorgt.

Auch die psychischen Verletzungen hatten in unserer Wohnküche ihre Anlaufstation. Wie oft kehrten die Gemeindeschwestern bei uns ein und ließen ihren Erlebnisberichten freien Lauf. Nicht, dass sie ausplauderten! Es ging um das Verhältnis Pfarramt – Schwesternstation. Und von dort kamen die eigentlichen Schwierigkeiten. Man erwartete detaillierte Berichte über das sündige Fußvolk – und darüber gaben die Schwestern keine Auskunft.

Wer kam, unterbrach den Tagesablauf – oft für Stunden, saß in Mutters Lehnstuhl, druckste seine Sorgen heraus und bekam Rat und Hilfe. Zeit musste man haben, und wir nahmen sie uns, denn jemanden wegzuschicken, kam niemandem in den Sinn.

In etwas veränderter Situation befand sich die Kaufmannsfamilie Gesine und Heinrich Schmidt. Man bot an, was die Menschen brauchten, schrieb an, bekam am Wochenende bezahlt und schrieb wieder an. Brauchte jemand etwas, was von den Lieferungen an Verpackung übrig war, wurde es gern gegeben. In die Interna dieses Ladengeschäftes kann ich nicht

einsehen. Aber es gab nur nach außen offizielle Öffnungszeiten. Für uns Nachbarn, die partout etwas Vergessenes brauchten, stand ein Besuch nach Feierabend an; beiläufig nahm man dann mit, was man so nötig hatte. Auch hier bekam man Rat, es wurde einem zugehört, Vater Heinrich war ein erstklassiger Analytiker einer Situation, und damit war er unentbehrlich in den meisten kniffligen Lebenslagen.

Es sei nicht verhohlen, dass ihm manche deshalb seine Blindheit, die wohl eine hochgradige Sehbehinderung gewesen sein mag, nicht glauben mochten und gerne Proben herumerzählten, wo sich Vater Heinrich „verraten“ hatte.

Er war jahrelang Vorsitzender des Ostfriesischen Blindenvereins und half mir in meiner Krise, als mich eine hochgradige Lichtempfindlichkeit zwang, auch den kleinsten Lichtstrahl vom Auge fernzuhalten. Ich lernte, mich in dem Milieu sicher zu bewegen. Nur darum kann ich heute behaupten, dass sich Vater Heinrich fast ausschließlich auf Gehör und Tastsinn verlassen hat. Er war ein ausgezeichneter Kopfarbeiter, der sich auch nicht vor körperlicher Arbeit scheute. Er riskierte nur nichts. Torheiten überließ er schmunzelnd jenen, die ihm nachspionierten. Die Brailleschrift hat er nie erlernt. Bei der Musterung wurde er wohl gefragt, ob er nicht doch seinem Lande mit der Waffe hätte dienen mögen. „Wenn Sie mir eine geben und ich damit umgehen kann, müssen Sie nur dem Feind an der Gegenfront sagen, dass er pfeifen oder singen soll. Dann könnte es klappen, dass ich treffe!“ Nach solchen Erheiterungen wurde er entlassen.

In jedes Haus konnte man, gleich, wie beliebt man sein mochte, gastlich aufgenommen – die Tageszeit respektierte man dann, dass man zu den Mahlzeiten die Leute in Ruhe ließ. In keinem Falle wurde man weggewiesen.

Die heutige Umgangsform klammert die Wochenenden als Tabuzone aus. Da kann kommen, was da wolle: Man ist nicht gern gesehen! Für alle Problembereiche gibt es ja Notrufnummern. Zum Teufel mit den Dorfschulen, den Anlaufstellen für besorgte Menschen! Alles wuchert in die Zentralisierung: Die Kliniken, die Ärztehäuser, die Seniorenresidenzen, die Kasernen für das Kostbarste einer Nation!

Der wahre Grund liegt in der Teilnahmslosigkeit. Schreibt, fragt man, erhält man vielfach keine Antwort mehr. Man hat nichts mehr in sich wachgehalten, was nach außen positiv wirken kann. Das Licht der Hilfsbereitschaft, der Verlässlichkeit, der Bereitschaft, zuzuhören, ohne die Hand für ein Honorar aufzuhalten, ist erloschen. Ein böser Fatalismus hat das Sozialgefüge gefangen. Immer öfter höre ich: „Das ist nun mal so – da kann man nichts machen!“ – „Wir können da sowieso nichts dran ändern!“ – „Die tun sowieso, was die wollen!“ Und man zeigt die leeren Hände vor, und jeder glaubt es seufzend und zieht sich in sein eigenes Schneckenhaus zurück.

Ein jeder?

Schweitzer sagt, dass eine Gesellschaft sich nur durch die beharrlich vertretenen Ideen einzelner verändern wird. Und diese Idee muss so beschaffen sein, dass der einzelne für den anderen ein Licht bereit hält, das aus seinem Herzen kommt. Es erhellt das Gute und jagt die Schatten des Bösen in seine Löcher.

Ich appelliere an dieses Haus der offenen Tür!

Was starren Sie mich so an??